

Ludwig M. Eichinger

Welches Deutsch – welche Germanistik?

Was ist ein Germanist?

Vielleicht war es auf dem Flug nach Ouagadougou im Jahr 1995. Obwohl: auch vorher, über die Jahre an der Universität Bayreuth, waren viele afrikanische Studierende in meinen Lehrveranstaltungen, und einige kamen dann auch immer wieder zu mir, nach Passau und auch noch nach Kiel, und in Bamako war ich auch schon gewesen. Aber 1995 hatte man den damals noch relativ jungen sprachwissenschaftlichen Professor gebeten, für die Germanisten im letzten Studienjahr an der Universität in Ouagadougou einen Kurs zur deutschen Sprachgeschichte von den Anfängen an zu halten. Althochdeutsch in Ouagadougou? Wirklich? Und: wie?

Darüber kann, nein eigentlich: muss man nachdenken. Man sollte sich nicht damit trösten, dass so ein Kurs eher signalisiert, dass man sich nach allerlei politischen Wendungen in Westafrika und so auch in Burkina Faso sicherheitshalber wieder relativ eng am französischen Studiensystem orientierte. Natürlich muss man in Afrika nicht Althochdeutsch studieren oder sich überhaupt, was das ja eigentlich heißt, mit den Anfängen des Deutschen beschäftigen – auch viele Studierende der Germanistik im deutschsprachigen Gebiet erfahren davon nichts. Aber: gäbe es einen sinnvollen Zusammenhang, in dem ein Thema dieser Art seinen Platz finden könnte?

Nun ist die Idee der Entwicklung einer interkulturellen Sensibilität prinzipiell ein lobenswertes Vorhaben, allerdings, was hier nicht weitläufig ausgebreitet werden muss, nicht ohne methodische Probleme, müsste man doch für manches seine eigene kulturelle Biographie vergessen. Und auch und vielleicht gerade bewusstes Vergessen ist ein Problem. Wie hat Harald Weinrich in seinem Buch zum Vergessen formuliert? Eine Kunst des Vergessens, vergiss es.

Darum ist es im Hinblick darauf, welche sprachlichen Themen, Bereiche, Methoden und was auch sonst einer afrikanischen Germanistik – in meinem Fall: Sprachgermanistik – angemessen wären, ganz nützlich, die Sichtweise einmal umzukehren.¹ Welche von diesen Dingen wären es,

- 1 Die im Folgenden angesprochenen Wissensbestände sind im Einzelnen nicht besonders neu – daher wird in den Fußnoten nur pauschal darauf verwiesen, wo man dazu genauere Information finden kann; worum es geht, ist das Entwickeln linguistisch sinnvoller »Geschichten« – daher wurde manches Essayartige in diesem Beitrag beibehalten.

wovon wir als muttersprachliche Germanisten dächten, sie würfen ein in der einen oder anderen Weise kennzeichnendes Licht auf unsere Sprache und unsere sprachliche Kultur. Denn nicht-muttersprachliche Germanisten (»Auslandsgermanisten«) sind zunächst einmal Germanisten bzw. Linguisten, es geht – in welcher Akzentuierung auch immer – um die Verhältnisse in der deutschen Sprache. Da ist dann thematisch vieles möglich, und es gilt natürlich auch – übrigens auch für den Muttersprachler –, dass nicht alle alles machen und können, und dass es von den Bedingungen der eigenen Umgebung abhängt und der Praxis, die das im Gefolge hat, worauf man sein Augenmerk richtet. Wie die Objekte seines germanistischen Interesses sich auf die eigenen kulturellen Prägungen, Strukturen und Üblichkeiten beziehen lassen, dazu weiß der afrikanische Germanist zweifellos mehr als der muttersprachlich sozialisierte; was es gibt, was sich dazu möglicherweise eignet und nicht die deutschen Verhältnisse in einem sehr selektiven Blickwinkel erscheinen lässt, dazu bedarf es eines germanistischen Wissens, das sich zu plausiblen Geschichten vom Deutschen fügt.

Im Folgenden soll eine Reihe jener Sichtweisen und Wissensbestände hervorgehoben werden und gerade nicht das, was ohnehin augenfällig ist, nämlich dass man sich mit sprachlichen, medialen und sozialen Erscheinungen beschäftigt, von denen die aktuelle Lebenswelt geprägt ist, wiewohl natürlich auch die Selbstverständlichkeit dieses Blicks und die Auswahl seiner Blickwinkel diskussionswürdig erscheint, aber im Hinblick auf die Denkfigur, die hier ausgeführt wurde, wäre das ein Thema für jemanden aus dem nicht-muttersprachlichen Zweig der Germanistik.

Drei Beispiele

Der Hintergrund

Die Frage, von welcher Art solche Geschichten sein könnten, ist vor dem Hintergrund zu betrachten, dass sich der Fokus der Beschäftigung mit der deutschen Sprache in der Germanistik der letzten Jahre verschoben hat. Der wichtigste Punkt dabei ist, dass das Lernen der deutschen Sprache und in die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr in jeweils intentionale Gesamtkonzepte des Faches integriert und damit funktional fokussiert wird. Diese funktionale Fokussierung ist zudem schwerpunktmäßig verbunden mit einer Beschäftigung mit dem Deutschen in Verwendungszusammenhängen, die eine Verortung in einer modernen Lebenspraxis erlauben. Zudem hat sich ganz stark die Tendenz verstärkt, die germanistischen Befunde in jeweils relevante Vergleichskontexte einzufügen.

In mancherlei Hinsicht sind manche Entwicklungen in der neueren Zeit in diese Richtung zu interpretieren. Das führt unter anderem hin zu einer interkulturellen Ausprägung einer vor allem literaturwissenschaftlich orientierten Germanistik. Was die sprachwissenschaftliche Seite des Faches angeht, sind es auf spezifische Varietäten bzw. ihre Verwendungsbedingungen orientierte Ausprägungen des Faches, aber auch Forschungsbereiche, die an allgemeine Fragen einer typologischen Linguistik anschließen oder Fragen der multimodalen Einbindung der Interaktion, die hier eine Rolle spielen. Letztlich gehört hierher auch die Stabilisierung direkt an einer entsprechenden Anwendung orientierter Fächer oder Teilfächer wie Deutsch als Fremdsprache.

Aber natürlich: So wichtig sie sind, die Extensionen des Faches ins Praktische wie ins Theoretische sollten in dem, was sie nutzen, auf etwas aufbauen und von etwas sprechen, das für das Wissen über das Deutsche, seine kulturelle Einbettung, seine Struktur, seine Gebrauchsbedingungen, seine Vertretung in der Welt hier nicht als eine marginale Einzelheit erscheint. Obwohl es so klingt, schließt das wenig aus, wofür sich Germanisten aus professionellen Gründen interessieren könnten. Es kommt aber zweifellos in unserem Kontext besonders auf die Rahmung und Perspektivierung der Befunde an, für eine sich international verstehende Germanistik sollten die gewählten Objekte Teil einer guten Geschichte sein.

Kann man aus der Geschichte etwas lernen?

Nützlich und auch herausfordernd ist es sicherlich, mit etwas anzufangen, worauf meine Ouagadougou-Geschichte vom Anfang Bezug genommen hat. Kann man sich eigentlich in der jetzt skizzierten Hinsicht etwas von der Behandlung der deutschen Sprachgeschichte versprechen, die ja in dem oben angesprochenen Fall zunächst einfach als eher etwas merkwürdiger Teil eines extern gesetzten Pflichtprogramms erschien? Also: vielleicht sogar Althochdeutsch? Natürlich ist der heutige Zustand der deutschsprachigen Länder mit ihrer bürgerlichen und republikanischen Grundverfassung nicht das Ziel der Geschichte der deutschen Sprache. Dennoch ist es nicht verboten, von dem Zustand aus, in dem wir uns befinden, den Weg zu sehen, auf dem wir an diesen Ort gekommen sind. Und so ist es eine gute Erzählung, den Weg der deutschen Sprachkultur von den dokumentierten Anfängen im frühen Mittelalter bis zu den Zuständen der sprachlichen Moderne als eine Geschichte wachsender öffentlicher Partizipation zu lesen. Wenn man so die Entfaltung einer schriftsprachlichen Tradition als Geschichte eines Wegs zu einer bürgerlichen Öffentlichkeit sowie als Baustein einer Kulturgeschichte der Öffentlichkeit erzählt, haben

auch diese Kenntnisse – in fokussierter Form – einen Platz in einer auf die gegenwärtige deutsche Sprachwelt gerichteten Forschungslandschaft. Wenn wir so im ersten deutschen Buch – dem nach dem ersten Stichwort des dort enthaltenen deutsch-lateinischen Glossars so genannten »Abrogans« – im Anschluss an dieses erste Zeugnis technischer Inkorporation neuer und fremder Dinge den heiligen Text der ebenfalls noch neuen Religion – das »Vaterunser« – des christlichen Neuen Testaments finden, so zeugt das zum einen vom hohen Wert des Schreibens für die europäische Enkulturation im Praktischen wie im Ideologischen. »Antike und Christentum [standen] an der Wiege der deutschen Sprache«,² so hat das Theodor Frings in einem Akademievortrag formuliert. Darüber hinaus bezeugt die reine Materialität des Textes, welchen Schritt der Weg zum Geschriebenen bedeutet: Gerade das heiligste Gebet ist auf dem durchlöchernten Rand eines Pergaments geschrieben. Teuer und eng begrenzt war der Zugang zu solchen Dingen.

Im elften Jahrhundert verstummt die gewachsene Vielfalt dieser Sprachform des Althochdeutschen, das Deutsche wird uns dann als Mittelhochdeutsch in ganz anderer Form und anderem Rahmen entgegentreten. Eine andere Welt zeigt sich im 13. Jahrhundert, als das Mittelhochdeutsche in seiner Blüte stand. Und ein Text wie das Nibelungenlied, das in der ideologischen Geschichte der deutschen Nation eine herausgehobene Rolle spielen wird, zeigt in seiner Ambivalenz von Formen, Rechts- und ethischen Verhältnissen die kulturellen Überlagerungen und Brüche zwischen der Welt der alten germanischen oralen Literatur und ihren auf festen Rechts- und Statusbeziehungen beruhenden Verhältnissen und ihrer adligen Verfeinerung auf einer Art christlichem Hintergrund im literarischen Inventar einer idealen Ritterlichkeit.

Wenn wir dann in die Zeit um 1500 springen – mitten in das Frühneuhochdeutsche –, haben wir einerseits schon eine ganze Zeit hinter uns, in der das aufstrebende Stadtbürgertum die Ideale und Werte seiner Welt angepasst hat. Mit der Entwicklung des Buchdrucks sind die Grenzen der Verbreitung weit geöffnet – und das gebildete Bürgertum schreibt auch selbst und nutzt das zum individuellen Ausdruck, wie etwa der große Renaissancemaler Albrecht Dürer, der im Schreiben seine regionale Prägung erkennen lässt, aber auch das Seine zur Verdeutschung der geometrischen Terminologie beiträgt.

2 Theodor Frings: *Antike und Christentum an der Wiege der deutschen Sprache*, Berlin 1949. Zu den sprachhistorischen Daren siehe z. B. Peter von Polenz: *Geschichte der deutschen Sprache*, bearb. v. Norbert Richard Wolf, 10. Aufl., Berlin/New York 2009.

Es ist eine Phase der Europäisierung des Deutschen, was die Entwicklung im frühen Neuhochdeutschen des 17. Jahrhunderts kennzeichnet, in einer ambivalenten gesellschaftlichen Orientierung – an dem adelig Absolutistischen des Französischen ebenso wie den in unterschiedlicher Weise bürgerlich-städtisch orientierten Gemeinschaften in Italien und den Niederlanden. Sprachlich schlägt sich das vor allem in der Dichtung nieder, wo es nicht als das schlechteste Lob gilt, Texte dieser Vorbildsprachen angemessen ins Deutsche übertragen zu können. Der Alltag bürgerlicher Funktionaleliten wird sich das zu einer Lebenswelt zurechtrichten, die zwischen dem französischen Rationalismus und dem englischen Pragmatismus landen wird. Als Anforderung taucht das bei dem das Jahrhundert mit seinen Überlegungen zur deutschen Sprache einläutenden Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz auf, es wird sich über das 18. Jahrhundert hin ein Konsens einstellen, der mit den literarischen Klassikern, Philosophen wie Immanuel Kant, Pädagogen wie Pestalozzi, aber auch jener politisch orientierten Bildungselite, die man an den Namen der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt festmacht, eine Zeit eröffnet, in der das Deutsche zu den großen Sprachen der Welt gehört. Für die interne Geltung des Deutschen als Sprache einer wohlgeordneten Bürgerlichkeit können wir Johann Wolfgang von Goethe zitieren, der 1817 schreibt:

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihülfe hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. [...]. Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihre Lebens- und Lehrbedürfnis innerhalb der Muttersprache befriedigen.³

Damit hat sich nicht nur die Kenntnis der gemeinsamen Schriftsprache bei breiten gesellschaftlichen Schichten durchgesetzt, vielmehr sind es diese Sprachform und ihre Traditionen des Sprechens, die den öffentlichen Diskurs prägen und damit im Umkehrschluss vielen die Beteiligung am öffentlichen Diskurs ermöglichen.

3 Johann Wolfgang v. Goethe, Deutsche Sprache, in: Goethes' Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abtlg. I-IV. 133 Bände in 143 Teilen, Weimar 1887-1919 [Sophienausgabe], Bd. 41.1, S. 115 f.

Der Nachverfolgung dieser Emanzipation nachzugehen, ist zweifellos mit Erkenntnis über eine spezifische Art der europäischen gesellschaftlichen Entwicklung verbunden, also eine Art von europäischen Studien, die fachliche Professionalität mit einem generelleren Erkenntnisinteresse zu verbinden vermögen.

Stile des Deutschen

Beiläufig war schon im letzten Absatz von den Traditionen des Sprechens die Rede. Die rechte Weise, sich auf Deutsch auszudrücken, und angemessen zu verstehen, was mit bestimmten Ausdrucksweisen eigentlich intendiert ist, das ist zweifellos eine interkulturell interessante Aufgabe, gerade auch im afrikanischen Umfeld, in dem häufig das Deutsche eher die zweite europäische Sprache ist, mit der man zu tun hat, und die man daher in zweierlei Hinsicht vergleichend positioniert.

Was für das Deutsche ganz charakteristisch ist, sind gewisse Eigenheiten des fachlichen Sprechens, die deutlich von dem differieren, was man von anderen europäischen Sprachen wie dem Französischen oder auch dem Englischen kennt.

Zwei strukturelle Merkmale kann man ganz deutlich identifizieren, von denen die Präferenz für bestimmte Konstruktionen in deutschen Fachtexten gekennzeichnet ist.⁴

Zum Ersten müssen die Schreiber des Deutschen, wenn sie in ihrer Muttersprache fachlich schreiben und sich auch lexikalisch vom historisch dominierenden Lateinischen absetzen wollen, ganz eigene Strategien entwickeln, um sprachliche Hinweise auf Fachsprachlichkeit zu geben. Das Französische als eine romanische Sprache ohnehin, aber auch das Englische, das sich im Laufe seiner Geschichte eine solche Seite angeeignet hat, haben keine größeren Schwierigkeiten, die latinisierenden Formen der eigenen Struktur anzuverwandeln. Dabei teilt das Deutsche mit dem Englischen durchaus die Neigung, den entsprechenden bildungssprachlichen Wortschatzausschnitt für die fachliche Interaktion zu präferieren. Allerdings ist die Wahl solcher Wörter und Bildungsmittel im Deutschen markierter als im Englischen. Mit dem Französischen, bei dem Wörter romanischen Ursprungs logischerweise überhaupt nicht auffällig sind, hat das

4 Vgl. z. B. Konrad Ehlich: Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation. Illusion oder Notwendigkeit, in: Konrad Ehlich/Dorothee Heller (Hg.): Die Wissenschaft und ihre Sprachen, Bern u. a. 2006, S. 17-38; oder Ludwig M. Eichinger: Vom Nutzen der eigenen Sprache in der Wissenschaft: Am Beispiel des heutigen Deutsch, in: Paul Kirchhof (Hg.): Wissenschaft und Gesellschaft. Begegnung von Wissenschaft und Gesellschaft in Sprache, Heidelberg 2010, S. 27-43.

Deutsche, wenn man so will, gemein, dass es eine bildungssprachliche Wortbildungsmorphologie gibt. Eine das Deutsche kennzeichnende und hinreichend kommentierte Eigenheit des Deutschen an dieser Stelle ist die Nutzung der Komposition als eines Verdichtungsinstruments im nominalen Bereich, auch wenn in den Interpretationen dieser Erscheinung oft zu kurz gegriffen wird. Charakteristisch ist aber auf jeden Fall, dass auf diese Weise eine generalisierende Einordnung expliziert wird, die in anderen Sprachen eher implizit bleibt.

Eigentlich führt das zu dem zweiten Punkt, jenem syntaktischen Phänomen hinüber, das auch eine lexikalische Seite hat. Nominalisierungen und Muster der Inkorporation im nominalen Bereich spielen eine zentrale Rolle. Fachliches Schreiben ist nicht zuletzt geprägt von der Nutzung der rechts und links vom Nomen existierenden Erweiterungsmöglichkeiten der Nominalphrase, die in erheblichem Ausmaß genutzt werden. Die Dichte dieser Erscheinungen variiert logischerweise: Die Fachsprache der Juristen, doch immerhin ein Bereich mit hoher gesellschaftlicher Bedeutung, ist davon deutlich gekennzeichnet. Man sehe sich daraufhin nur den folgenden Absatz des Verfassungsentwurfs der EU an:

Bei der Festlegung und Durchführung der Politik und der Maßnahmen in den in diesem Teil genannten Bereichen trägt die Union den Erfordernissen im Zusammenhang mit der Förderung eines hohen Beschäftigungsniveaus, der Gewährleistung eines angemessenen sozialen Schutzes, der Bekämpfung der sozialen Ausgrenzung sowie mit einem hohen Niveau der allgemeinen und beruflichen Bildung und des Gesundheitsschutzes Rechnung.⁵

Es handelt sich um einen einzigen Satz mit einem nominalen Prädikat (*trägt ... Rechnung*) sowie drei nominalen Fügungen, dem (kurzen) Subjekt (*die Union*), dem Dativ-Objekt (mit dem deverbalen Kern *Erfordernissen*) und einer modalen Angabe (mit den deverbalen Kernsubstantiven *Festlegung* und *Durchführung*). In den letzten beiden Fällen sind die Nominalphrasen außerordentlich reichhaltig durch in sich wieder vielfältig gestufte nominale Attribute rechts vom Kern erweitert (beim Dativobjekt in besonders komplexer Weise), links vom Nomen gibt es eine gewisse Anzahl von Adjektiven (unter denen die bewertenden Fälle *hohen* und *angemessenen* fast etwas auffallen) und sogar einen Komplexitätsklassiker in typischer Rückverweisfunktion, ein erweitertes Partizipialattribut (*in diesem Teil genannten*). Auch Komposita erweitern den strukturellen Kern in gewisser Weise nach links: Bei beiden Komposita (*Beschäftigungsniveaus*,

⁵ Amtsblatt der Europäischen Union vom 16.12.2004; C 310/55.

Gesundheitsschutzes) zeigt sich die oben angedeutete typisch fachsprachliche semantische Struktur, in welcher der Bedeutungskern dessen, worum es geht, durch das linke Element benannt wird (*Beschäftigung, Gesundheit*), während das Zweitelement in diesen Kontexten relevante Abstraktionsklassen (*Niveau, Schutz*) benennt.⁶

Solche Art von textueller Kenntnis steht einem germanistischen Linguisten überall gut an – und nicht nur im Hinblick auf Juristisches. Es gilt das überhaupt für das Kennen und Finschärzen von Stilen – und Techniken ihrer Identifikation. Ebenso bedeutsam wie schwierig ist das sicherlich bei literarischen Texten, die ja ihrerseits von einem »interstilistischen« Wissen profitieren. Der folgende Ausschnitt ist der Beginn eines neueren Romans.

Eigentlich waren sie nur zum Braunwerden hierhergekommen. Deswegen waren sie hier. Und das Meer sehen wollten sie. Und nichts tun. Und sonst gar nichts.

Gerade hatte Jim sie um einen Schluck Wasser gebeten und sich neben sie auf sein kleines Handtuch gesetzt. So begann ihre Geschichte. Und wie jede Liebe begann auch diese mit einem Blick.⁷

Außer gängigen Erscheinungen wie dem Tatbestand, dass man Figuren in literarischen Texten im Vertrauen auf ihre Fortsetzung so einführen kann, als seien sie einem schon bekannt (also hier: pronominal oder mit Eigennamen), zeigt sich hier manch anderes. Hingewiesen sei hier nur auf den strukturell genutzten Wechsel der Stilebenen. Die im ersten Absatz gewählte Orientierung an eher »unterneutralen« Mustern von Gesprochenheit hilft, die Sätze auf jene apodiktische Kürze – kurze Sätze mit kurzen Wörtern. Idealfall: *und nichts tun* – zurückzuführen. Der zweite Absatz setzt ein mit schriftsprachlicher, aber alltäglicher Erzähler-Ausführlichkeit, um dann spätestens mit der Wahl des Verbs *beginnen* (statt vielleicht: *anfangen*) einen überneutralen Stil anzugehen, der in dem »Märchen«-Satz auf dieser Ebene zu enden.⁸

6 Zu einer sprachvergleichenden Sicht auf diese Dinge siehe Ludwig M. Eichinger: Natürlichkeit, Sprachtyp und kulturelle Erwartungen, in: Jahrbuch DaF 29 (2003), S. 193-219.

7 Arnold Stadler: Komm, gehen wir, Frankfurt a. M. 2007, S. 9.

8 Zu den textstilistischen Fragen siehe Hans-Werner Erms: Stil und Stilistik, Berlin 2007; sowie Barbara Sandig: Textstilistik des Deutschen, 2. Aufl., Berlin/New York 2006 (hier nicht zuletzt die Unterscheidung nach »Neutralitätsstufen«).

Der Typus des Deutschen

Nicht so ungewöhnlich ist es, dass man sich mit der Grammatik, oder vielleicht sollte man allgemeiner sagen, dem Sprachbau des Deutschen beschäftigt. Dennoch wäre gerade das auch ein ganz herausgehobener Fall für die Bitte um den Blick von außen. Das Deutsche ist ja nicht nur von seinem zentralen Verbreitungsgebiet her eine europäische Sprache, auch seine strukturellen Eigenheiten fallen nicht gänzlich aus dem europäischen Sprachenrahmen – wenn sie dem Deutschen auch ein eigenes Profil geben. Diese zu kennen und in diesem Sinn mit der jeweils eigenen sprachlichen Welt zusammenzusehen, wäre eine Aufgabe, die auch zu einer auf generelleren Prinzipien fußenden Grammatikbeschreibung – gerade auch in ihrer eher praxisnahen Variante – führen könnte.

Wenn man ein wenig vereinfacht und in gewissem Maße übertreibt, könnte man das Deutsche im europäischen Rahmen als eine Sprache beschreiben, die das eine tut und das andere nicht lässt. Am klarsten – und vermutlich auch am meisten diskutiert – ist das bei den Annahmen über die Satzgliedreihenfolge bzw. Wortstellung, wie es etwas allgemeiner heißt. Eine grundsätzliche SOV-Stellung, wie sie etwa im Nebensatz realisiert wird, und der auch die Zugehörigkeit zu den Sprachen mit vorangestelltem attributivem Adjektiv entspricht, wird durch die Zweitstellung des finiten Verbs im Hauptsatz mit ihren strukturellen Konsequenzen für das sogenannte Mittelfeld in gewissem Umfang konterkariert. Tatsächlich ist es ja so, dass die »finitheitsaffinen« adverbialen Elemente sich an das Erstelement anschließen, die durch Rektion gebundenen Elemente andererseits an das Vollverb am Ende. Dieses Muster wird dann noch modifiziert durch die Differenzierung nach alter und neuer Information, die im Deutschen außer durch den Unterschied von nominaler und pronominaler Struktur durch die Setzung des unbestimmten bzw. bestimmten Artikels signalisiert wird. So erweist sich der Hinweis des *World Atlas of Language Structures* (WALS), das Deutsche folge keiner bestimmten Wortfolge, zwar im Vergleich zu »reinen« Folgen als richtig, aber doch als zu ungenau. Es ist eine komplexe Interaktion zwischen Kriterien der Morphologie, der grundsätzlichen Wortstellung und den Regularitäten der Informationsverteilung, die das Deutsche kennzeichnet – was zum Beispiel in Überlegungen zu Klammerstrukturen fassbar gemacht wird. Mit einer Interaktion einer in mittlerem Ausmaß ausgebauten morphologischen Struktur mit anderen Informationstypen hat man zum Beispiel auch beim Kasussystem des Deutschen zu rechnen, wo die in der deutschen öffentlichen Sprachkritik berühmte Frage, ob »der Genitiv dem Dativ sein Tod« sei, auf jeden Fall damit zu rechnen hat, dass man beim

Femininum diese beiden Kasus gar nicht formal unterscheiden kann, was logischerweise ein Problem für den in normalen Sätzen weniger prominent vertretenen Kasus – den Genitiv – darstellt. Ein vergleichbares Problem ergibt sich daraus, dass es im Plural keinen unbestimmten Artikel gibt, was bei dann »alleinstehenden« Substantiven die Möglichkeiten der Kasusmarkierung einschränkt – im Zweifel zugunsten des Dativs, jedenfalls in den Fällen, wo das Dativ-n im Plural sichtbar bleibt. Wenn man den spielerischen Satz mit »dem Genitiv sein Tod« ernst nimmt, kann man zudem auch lernen, dass das Deutsche hier in gesprochenen Varianten Konstruktionen zur Verfügung hat (»possessiver Dativ«), die dem schriftsprachlichen Gebrauch fremd sind.⁹

Mit diesen Beispielen ist eine Beschäftigung mit den grammatischen Strukturen des Deutschen angedeutet, die es erlaubt, dem Sprachtyp des Deutschen nahezukommen, ganz ohne eine direkte praktische Verwendbarkeit, allenfalls mit Nutzen für einen sensitiven Sprachvergleich – eine Übung im Betrachten des grammatischen Charakters von Sprachen.¹⁰

Schluss

Wie die Kultursprache Deutsch geworden ist, was sie ist, welche Traditionen des Schreibens (und Sprechens) sie entwickelt hat, welche Züge ihrer Grammatik daher den Grund dafür legen, welche Ausdrucksoptionen der Sprache näher- oder fernerliegen, das sind die Dinge, die wir in diesem Beitrag als Themen hervorgehoben haben, in denen charakteristisches Wissen über das Deutsche aufgehoben ist. Sie gehören, wie mir scheint, einer Ebene der Theorie der Praxis und ihrer Wissensbestände an, über die eine Germanistik verfügen sollte. Nicht jeder Germanist muss sich um so etwas kümmern, aber wer es tut, das ist nicht so sehr eine Frage von Inlands- oder Auslandsgermanistik, wie der spezifischen Bedingungen und

9 Zu diesen und ähnlichen Punkten siehe Ludwig M. Eichinger: Normprobleme, oder: Variation ist sinnvoll. Überlegungen zum heurigen Deutsch (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 2011, H. 6), Stuttgart 2011; oder Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): Reichtum und Armut der deutschen Sprache. Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache, Berlin/Boston 2013.

10 Siehe dazu die Beiträge in Lutz Gunkel/Gisela Zifonun (Hg.): Grammatische Kontraste und Konvergenzen (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2011), Berlin/New York 2012.

der praktischen Einbindung, in deren Rahmen man sich mit dem Deutschen beschäftigt. Im Prinzip ist aber auch das Deutsche, wie es geworden ist, wie es sich in Texten typisch ausprägt und wie es grundsätzlich strukturiert ist, ein Deutsch nicht nur für die Deutschen.